

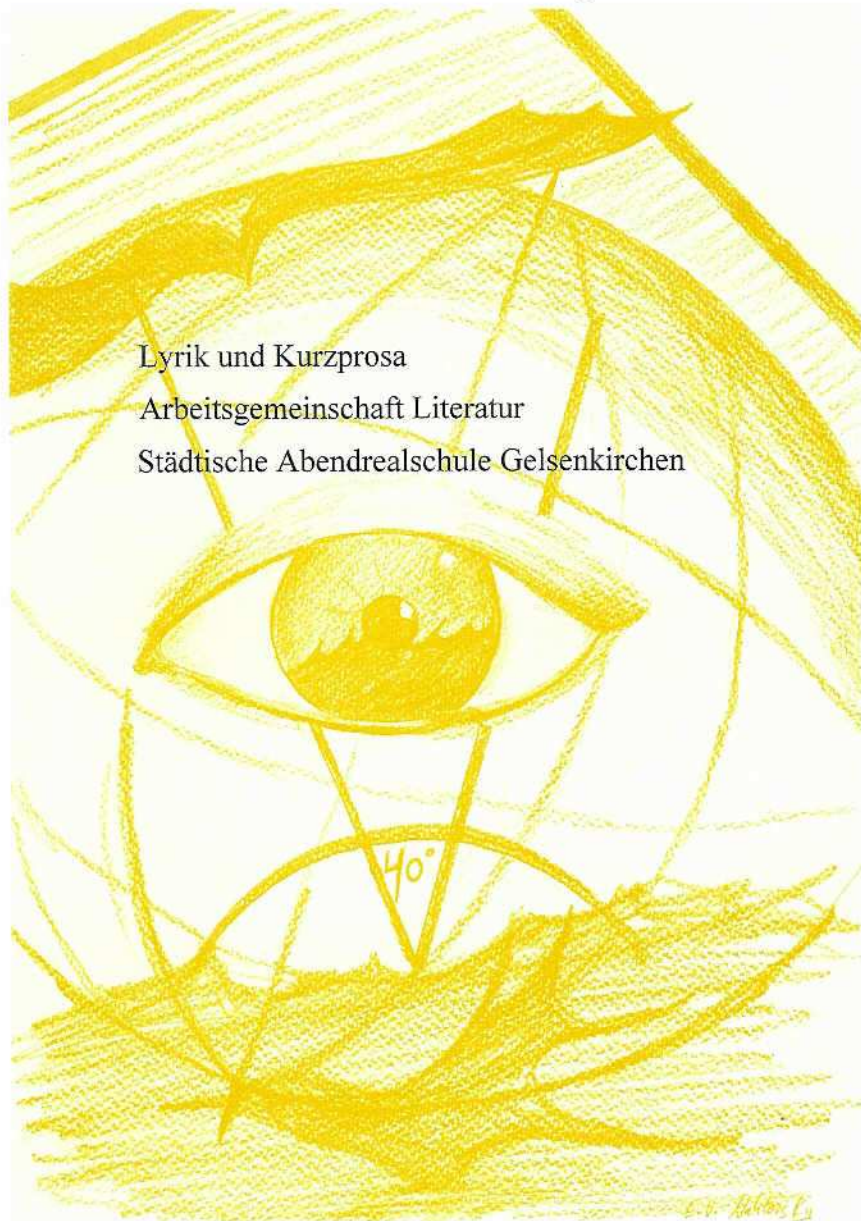
Klaus Hützen

Im Weitwinkel des Augenblicks

Lyrik und Kurzprosa

Arbeitsgemeinschaft Literatur

Städtische Abendrealschule Gelsenkirchen



Verlag der Minerva-Buchhandlung
Gelsenkirchen

Klaus Hützen (Hrsg.):

Im Weitwinkel des Augenblicks

Lyrik und Kurzprosa

Arbeitsgemeinschaft Literatur

Städtische Abendrealschule Gelsenkirchen

Verlag der Minerva – Buchhandlung
Gelsenkirchen

Erstausgabe: 1995

Herausgeber: Klaus Hützen, Städtische Abendrealschule , Grenzstr.
3,

45881 Gelsenkirchen, Telefon: 0209/169 2615
Telefax: 0209/469630

Illustrationen: Erika V.Nahlovsky

Alle Rechte bei den Autoren

Printed in Germany

ISBN 3-921052-53-X

DANKE sagen wir allen, die uns bei der Realisierung unseres Projektes finanziell unterstützt haben. Ohne diese Hilfe wäre die Herausgabe dieses Buches nicht möglich gewesen:

- Buchhandlung G. Pälme
- Büro Schmidt
- Essener Aufzugfabrik Bruno Haak GmbH u. Co. KG
- Hakenholt Stahlhandel KG
- Heinrich Hoffmann
- Otten und Freckmann GmbH, Bürotechnologie
- Reisebüro Janning, Recklinghausen
- Schalkeseil GmbH
- Siefert Spedition
- Stadtwerke Gelsenkirchen GmbH
- Thyssen Draht AG
- Volvo Schnölzer, Autohaus
- van Ünen GmbH

Vorwort

Literatur ist etwas Schönes. Möglichst vielen Menschen zu dieser Erkenntnis zu verhelfen, ist aller Mühen wert. - Diese Einsicht war es wohl, die den Herausgeber vor neun Jahren bewog, an der Städtischen Abendrealschule in Gelsenkirchen eine „Arbeitsgemeinschaft Literatur“ ins Leben zu rufen.

Das Angebot wurde von den Studierenden dieser Einrichtung des Zweiten Bildungsweges dankbar aufgegriffen, und fortan beschäftigte man sich an jedem Montag intensiv mit Lyrik und Prosa von Goethe bis Jandl, von Heine bis Hikmet.

Sehr bald aber wurde die Beschäftigung mit fremden Texten durch das kritische Gespräch über eigene Schreibversuche ergänzt. Es war und ist erstaunlich, wieviele Menschen selbst zur Feder greifen, wieviele Gedichte und Erzählungen daheim „in der Schublade“ liegen. - Manche liegen dort übrigens ganz gut; für andere wäre es sicher schade, wenn sie nicht einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. Was die hier vorgelegten Werke betrifft: Der geneigte Leser möge sich sein Urteil selbst bilden!

Die „Arbeitsgemeinschaft Literatur“ der Städt. Abendrealschule Gelsenkirchen besteht heute aus fünfzehn Damen und Herren, die als Vollbeleger, Teilbeleger oder Gäste Studierende der Schule sind. Etwa die Hälfte von ihnen schreibt selbst, einige davon „schon immer“, andere sind erst durch die Arbeit im Kurs dazu angeregt worden. In öffentlichen Lesungen stellt die Gruppe ihre Texte regelmäßig zur Diskussion.

Wir bekennen freimütig: Die Qualität der vorgelegten Arbeiten ist so unterschiedlich, wie es die Verfasser selbst sind: vom Alter her (zwischen 40 und 70), vom Anliegen her, von den Fähigkeiten her. Im Vordergrund steht die Freude am Umgang mit Literatur. Dem Herausgeber war es deshalb ein Anliegen, hier allen Kursteilnehmern, die selbst schreiben, ein Forum zur Veröffentlichung eigener Texte zu bieten.

Ein guter Anlaß hierfür ist das Schuljubiläum: Am 1. Oktober 1965 wurde die Abendrealschule der Stadt Gelsenkirchen gegründet. Es war die Zeit der Mobilisierung von Bildungsreserven. Seit damals sind die historischen Kategorien „Kontinuität“ und „Wandel“ für diese Bildungseinrichtung immer wichtige Orientierungspunkte für die pädagogische Arbeit mit den Studierenden. In einer lebendigen und bewegten Welt werden auch an die Abendrealschule ständig wachsende und wechselnde Aufgaben gestellt, denen sie sich als schulabschlußbezogene Weiterbildungseinrichtung mit ihrem schulischen Dienstleistungsangebot für die Bürgerinnen und Bürger gern stellt.

Klaus Hützen

Lyrik heute? - Mit dem Unterton ungläubigen Erstaunens nimmt der Zeitgenosse, der so etwas zwar für nichts Unredliches, aber doch eigentlich für ziemlich überflüssig hält, zur Kenntnis, daß sich hier eine Autorengruppe entschlossen hat, neben kürzeren Prosatexten auch eine Vielzahl von Gedichten zu veröffentlichen.

Die Gruppe um Klaus Hützen nennt sich „Arbeitsgemeinschaft Literatur der Städt. Abendrealschule Gelsenkirchen“. Sie besteht seit 1987 und trifft sich seitdem stets einmal in der Woche zur literarischen Arbeit. In öffentlichen Lesungen stellt sie sich regelmäßig einer interessierten Öffentlichkeit.

„Eine Talentschmiede gewissermaßen, die Anfänger ebenso fördert wie Schreibprofis... Auf knappe Verse verdichtete Philosophie, Anekdotisches aus der Biographie, Appelle an die Zeitgenossen, Abarbeiten von Konflikten... Das Team um Hützen sucht nach Lösungen für den eigenen Alltag - auf literarisch diskutabile Weise...“ - so H. J. Loskill in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung

Gertrud Abbenath

Fantastic

Dort, wo der Himmel
die Erde berührt,
bau' ich mein Haus.
Dort, wo die Sonne
im Nichts verglüht,
back' ich mein Brot.
Bis wo der Vogel
dem Blick sich entzieht.
steig' ich hinauf.
Dort, wo der Vulkan
aus dem Erdkern bricht,
wärm' ich mich auf.
Wo im Sonnenstrahl
Erdstaub zu Gold wird,
füll' ich mein Herz.

Doch nur wo Du bist,
da will ich bleiben,
dort ruh' ich mich aus.

Im Zwischenraum

Voller Steine
der mühsame Weg
hinter mir.
Aus wundgelaufenen Füßen
verblutete die Triebkraft
der Sehnsüchte und Wünsche.

Im dornigen Gestrüpp
hängen
die restlichen Fetzen
zerschlissener Träume.
Am Schutzschild
Toleranz -
im Feuer des Lebens
geschmiedet,
im Meer meiner Tränen
gestählt -
gleitet Nichtiges
nun ab.

Sanft von den Schwingen
der Hoffnung beseelt,
gehe ich jetzt
dem letzten Ziel entgegen.

Heimwärts

Auf den Bergen
wachsen Flügel
meiner Sehnsucht
nach Heimat.
Leichter werden
die Gedanken;
was bedrückt,
bleibt talgebunden.

Auf den Bergen
springt die Freude
mit dem Wind
in den Himmel.
Auf den Wolken
kann ich schwerelos,
lichtgetragen
heimwärts ziehen.

Zu Hause

Der Reseda blüht nicht mehr
in des Vaters Garten.
Vieles liegt gar öd und leer,
keiner will es warten.

Wo der Fliederstrauch einst stand,
ist ein Loch gegraben.
Steine liegen auf dem Land -
keiner will es haben.

Schwer und mühsam war das Los
derer, die dort wohnten,
wo auf kleinem Acker bloß
Fels und Steine thronen.

Was in Liebe ausgesät,
trug einst seine Frucht.
Was der Haß dahingemäht,
liegt heut' wie verrucht.

Dennoch ziehet immerfort
vieler Menschen Sehnen;
um die kargen Äcker dort
fließen heut' noch Tränen.

Selleroni

An einem kalten Novembertag hatte die Mutter ihn von der Station im Knappschafts Krankenhaus mit nach Hause gebracht. Fraukje jubelte laut beim Anblick des kleinen, gelben Zitronenfalters. „Selleroni“ nannte sie ihn sofort.

Ab diesem Tag hatte sie auch ein eigenes kleines Tier, so wie die anderen Kinder einen kleinen Vogel, eine Schildkröte, einen Goldhamster oder Fische ihr eigen nannten. Solch einen zarten, lieblichen Schmetterling besaß ja sicherlich außer ihr niemand. Er war von Anfang an ihre ganze Freude. Ihm galt all ihr Denken und Fühlen. Ihre Zuneigung besaß er restlos wie nichts und niemand sonst.

Er wurde gleich auf die schönen Alpenveilchenblüten im Fenster abgesetzt. Ob sie ihn später ab und zu umsetzte, auf eine andere Pflanze brachte? Ob er selber noch flog oder nur weiterkrabbelte? Keiner wußte es. Jedenfalls befand er sich in den nächsten Tagen häufig an anderem Platze. Ab und zu lag auf einem Blatt vor ihm ein glitzerndes, kleines Tröpfchen Wasser. Das Kinde mochte wohl versucht haben, ihm eine bequeme Tränke anzubieten. In den ersten Tagen saß er oft noch mit ausgebreiteten Flügeln im von der Sonne beschienenen Fester. Das Gelb seiner Flügel schimmerte farbintensiv und sammteten im Licht.

So verging einige Zeit. Waren es Tage? Waren es Wochen? Wer vermag das später noch genau zu sagen? Doch nach und nach fiel auf, daß er immer häufiger mit

hochgestelltem Flügelpaar saß und kaum noch seinen Standplatz wechselte.

Eines Tages stand in einer Vase auf der Fensterbank eine wunderschöne, voll erblühte Rose. Fraukje hatte sie wohl eigens und zu bestimmtem Zweck vom knappen Taschengeld gekauft. Mitten in den Staubgefäßen, die wie künstlich freigelegt erschienen, saß der Schmetterling, ein wenig - nur soeben - an ein Blütenblatt gelehnt. Die zarten Füßchen hafteten noch fest auf dem duftigen Grund.

Mit der Zeit verlor die Rose Blatt um Blatt. Als die Frau eines Tages wieder einmal vom Dienst heimkam, schien es ihr gleich beim Eintritt in die Wohnung so merkwürdig und ungewohnt still. Keine Fraukje kam ihr wie sonst freudig entgegen. Sie fand das Mädchen im Zimmer. Es saß vor dem Fenster, den Kopf auf den verschränkten Armen, die auf der Fensterbank ruhten, die Augenlider dick und rot gerändert, als hätte es lange geweint. Vor ihr steckte der kahle Rosenstengel noch in der Vase. Die letzten Blütenblätter waren abgefallen. Daneben lag, mit geschlossenen Flügeln auf der Seite, still und ohne Leben - Salleroni.

Die letzte Liebe

Der November neigte sich dem Ende zu. Mit der Patientin auf Zimmer zwei ging es rapide bergab. Ein weit fortgeschrittenes Oberschenkelarkom zehrte die letzten Reserven aus dem ausgemergelten Körper. Ein penetranter Verwesungsgeruch erfüllte das Zimmer.

Die Besucher waren immer seltener geworden. Nur einmal in der Woche erschien flüchtig der Ehemann. Im abgestellten PKW, unten vor der Krankenhauspforte, wartete inzwischen schon die neue Lebensgefährtin. Nie ließ er der todkranken Ehefrau auch nur ein paar Pfennige da, womit sie sich irgendwann mal einen besonderen Wunsch erfüllen lassen konnte.

Ab und zu kam eine alte, weißhaarige, zierliche Frau mit einem ungefähr achtjährigen Mädchlein an der Hand. Es war die Mutter der Kranken, das Kind das einzige Töchterchen, welches aus der Ehe hervorgegangen.

Als es offensichtlich wurde, daß das Ende dieser tapferen und bescheidenen Frau noch vor dem nahen Weihnachtsfest eintreten würde, kam mir wiederholt der Gedanke: was blieb diesem kleinen, blassen Kinde von der Mutter? Mit leeren Händen lag die Frau da. So reifte in mir der Entschluß: Tu was, Gertrud, Du bist doch um so vieles besser dran als diese arme, gequälte Kreatur da vor Dir im Bett! Ich grübelte, und plötzlich wußte ich, was es sein sollte: ein Bild der Mutter, in Gold gefaßt, als letztes und bleibendes Andenken. Es mußte wertvoll sein, damit es nicht eines Tages - als wertlos erachtet - weggelegt wurde und in Vergessenheit geriet.

Von der alten Frau erbat ich, ohne den Zweck zu verraten, ein kleines Bild der Tochter aus guten Tagen. In die fragenden Augen versicherte ich ihr, daß ich keinerlei Mißbrauch damit treiben wollte und sie dasselbe unversehrt zurückbekäme. Nur, daß es Eile hätte, legte ich ihr ans Herz. Zwei Tage später erhielt ich das Gewünschte. Noch am selben Tag zog ich los, von Juwelierladen zu Juwelierladen. Was ich suchte, war in jenem Jahr und zu jener Zeit nicht in Mode. Ich geriet fast in Verzweiflung ob dieser erfolglosen Suche. Da, endlich, entdeckte ich es doch noch: ein hübsches, kleines Medaillon an einem zierlichen Kettchen, alles in 585er Gold. Es riß ein großes Loch in meine Barschaft. Die Christgeschenke für meine drei Kinder würde ich arg schmälern müssen. Doch ich war glücklich, solchermaßen wirken zu können, verpackte alles fein säuberlich, nahm es mit zur Arbeit und ging vor Dienstantritt zu der Kranken ins Zimmer.

„Ich habe Ihnen für Ihr Töchterchen etwas mitgebracht. Doch geben Sie es dem Kinde gleich. Sie können dem Mädelen ja sagen, das Christkindl hätte es dagelassen!“

Die großen Augen in dem abgezehrten Gesicht blickten mich lange und stumm an: grüblerisch, forschend - und plötzlich erfaßte sie es. Plötzlich wußte sie alles: die ganze harte Tatsache der zu Ende gehenden Frist, die ihr noch gegeben war auf dieser Welt. Keine Träne stieg auf. Leergebrannt war sie in vielen vergangenen Wochen. Nur die Hände drückte sie mir fest und innig, und ich ließ in die ihrigen gleiten, was ich der scheidenden Mutter

zugesagt hatte, damit sie ihr liebes Kind noch ein letztesmal erfreuen konnte.

Gerta Denz

Hoffnung

Rankende Pflanze
am Ufer des Lebens

blühender Kranz
im Grau der Tage

wärmendes Licht
im Dennoch des Alltags

tröstendes Wort
in klirrender Zeit

geistiger Rückhalt
im kalten Blau

Kieg

Vernichtender Feuersturm,
todbringendes Elend,
alles erfassendes Gericht -

und stummer Schrei:
Nie mehr!

Timucin Davras

Der Fremde

Wie eine Qualle
im Sand
wie ein Lampion
in der großen Stadt
dir kann weder der Papst
noch der Bundespräsident
helfen
ich bin ein Fremder
aber
in meiner Dämmerung
ringen die Dämonen.

Muttersprache

Eine Turteltaube
in Deutschland
erinnert mich
an unser Haus
in der Türkei
in dem ich zu sprechen
begann
mit meiner Mutter

Wiederfinden

Laßt an einen
Tisch uns setzen,
bevor wir aneinander
vorbeigehen

Laßt uns miteinander
leben wie eine Ähre,
bevor wir uns trennen

Laßt uns miteinander
reden,
bevor unsere Sprache
verstummt.

Laßt uns ein Lied
zusammen singen,
bevor unsere Sinne
verlorengehen.

Laßt uns die Hände reichen
bevor wir sterben.

Baum

Ein Baum zu sein
wünsche ich
daß meine Wurzeln
die Erde umschlingen
Blüten treiben
jedes Jahr
Daß über meinen Zweigen
gleiten die Jahreszeiten
über die Zeiten hinweg

Zugvögel erzählen mir
ihre unendlichen Geschichten
ihre Flügel zappeln und brechen
an meinen Blättern

Ich überlebte regenlose Urzeiten
sah Völker sterben
Schön war wie ein Baum die Zeit
Und der Tag im Dunst
des frühen Morgens

Schwelle der Nacht

An der Grenze der Nacht
heulen Sirenen.
Irgendwie muß
Ungewöhnliches geschehen,
daß ich der Schlinge entkomme
und die Polizeisperre durchbreche.
Meine Hinrichtung wird
„im Namen des Volkes“
stattfinden.

Übersinnlich

Ich kann von halber Sonne
einen Tag machen
Von der Wolke
einen Himmel
Es wird grün
wenn ich zeichne
Es wird ein Meer
wenn ich streiche
Ich habe Augen, Ohren
und ein Herz
Ich sättige mich
wenn ich sie vereine

Begegnung

Vor Christi Geburt
begann meine Einsamkeit
Eine Zusammenkunft
wie die Sterne
auf ihren Laufbahnen
Eine Begegnung
in tausend Jahren
Nie wiederholt

Der jüngste Tag

Die Vögel singen
das gleiche Lied
ihre Wege sind
die gleichen Wege
Zwietracht kennen sie nicht
ihre Welt ist voller Licht

Aber der Mensch
ist von allen Geschöpfen
das seltsamste
kann Werkzeuge herstellen
sucht nach der Sonne -
kommt er vielleicht
von anderen Planeten?

Das Licht war vollkommen
der Baum war vollkommen
die Frucht war vollkommen
Aber der weise Mensch
zerlegt seine Erde in Stücke
seine Vollkommenheit
sucht er in Maschinen

Menschenlose Erde
wie in Urzeiten

Nur das Licht ist unzerstörbar

Durchreise

Ein bißchen Haß und Abscheu
Ein bißchen Spaß und Sorge
Ein bißchen Jugend und Liebe
Ein bißchen Leben und Alter
Dann stirbt der Mensch
u n w i s s e n d

Durchreise

Ein bißchen Haß und Abscheu
Ein bißchen Spaß und Sorge
Ein bißchen Jugend und Liebe
Ein bißchen Leben und Alter
Dann stirbt der Mensch
u n w i s s e n d

Altersheim

Wenn die Lichter ausgehen
im Altersheim
beginnt eine Reise
ins Vergessen

Das große Tor
zur Vergangenheit
bleibt offen
die ganze Nacht

Das Hungertuch

Leise rieselt der Schnee
auf fremden Hunger
Kinder an der Schwelle des Todes
Ihre Blicke gleiten schweigend
Es ist furchtbar mein Gott
Sie können keine Kreuze machen
Leise rieselt der Schnee
auf Reichtum der Armen
Sie sind still und starr
Vermauert ist die Gnade
Sie können nicht auferstehen

Vaterland

Der Kriegsminister hat sich
um das Vaterland
verdient gemacht

Der Kriegsbeschädigte
hat die Berechtigung
auf einen Sitzplatz

Friedhelm
sehr jung
im Osten gefallen

Die Reserve
steht schon wieder
in Kasernen

Zeitdehner

Es ist zu spät
sage ich mir
im Schaudern
es ist zu spät
sage ich mir
öfter
An meinem Fenster
erwarte ich den Frühling
ich segle unaufhörlich
Ein sonderbares Land
ist in Sicht

Frühling

Unter den Riesensternen
ein Fleck Erde
Bäume voller Saft
in ihren Zellen
Blüten bewegen sich
in ihren Zweigen
in Schmerzen wächst das Samenkorn
in der Erde
Losschnallen möchte ich
alle Pferde aus ihren Ställen
ich möchte nochmal
die Erde barfuß berühren
mein Herz habe ich
selbst erdolcht
Duell in der Sonne beginnt

Wolken

Ich bewundere die Wolken,
die über uns fortziehen.
Sie gehen in die Nähe
der Träume,
die unsere Grenzen umfassen.

Liebe

Wenn ich bete
denke ich an Liebe
erwarte ich keine Blumen
Gott läßt sich nicht berühren

Meine Stadt

Ich liebe das Wort
Gelsenkirchen
mehr als Gelsenkirchen
Das Wort Emscher
mehr als die Emscher

Wo sind die Menschen
die in der höllischen Hitze
Stahl gießen
Wo sind auf Bahnhöfen
Pauken und Trompeten

Ich liebe das Wort Kumpel
mehr als Kumpel
Das Wort Finsternis
mehr als Finsternis

Von Berg zu Berg kamen Stimmen
in welchem Berg starb der Kumpel
in welchem Berg versteckte sie sich
die schwarze Barbara
nichts davon wußte der Berg
Mein Herz verlor sich im Berg
irrte von Berg zu Berg

Weiß geht der Mond
über Gelsenkirchen
ohne Schaden genommen zu haben
von der Stadt der Tausend Feuer

Marie-Luise Fischer

Die Arche Noah - oder: „Gott schütze Dich“

Wie so vielen hatte der 2. Weltkrieg auch meinen Großeltern, einst Großgrundbesitzer, alles genommen. Ihrem jüngsten Sohn, der von drei Söhnen den Krieg überlebte, hinterließen sie nur die Sehnsucht nach einem Bauernhof mit großer Tierhaltung.

Diesen Traum konnte sich mein Vater nur zum Teil erfüllen. Er, ein Laie, baute sich eigenhändig, Stein auf Stein, sein „Bauernhaus“. Windschief stand es da, zwischen dem Eisenbahndamm und der Emscher, mit Plumpsklo und dem dazugehörigen Herzen in der Tür.

Das Haus besaß zwei kleine Räume, einen Flur, gerade groß genug für die Fußmatte, und einen Keller, dessen Treppe und Eingang in dem Wohnküchenboden integriert war. Jeder Schritt ließ die Dielen der Fußböden ächzen und stöhnen. Auch lagen sie so weit auseinander, daß die Ratten, manchmal auch verirrte Wasserratten, deren Heim die Emscher war, Licht genug vom darüberliegenden Wohnraum bekamen.

Ja, mein Vater war sehr tierlieb. Anstelle eines ordentlichen Dachbodens baute er einen Taubenschlag. Dieses „Rukuku“ der Vögel war unsere tägliche Hausmusik. In der Nacht, wenn das Orchester ausruhte, besuchten uns die Ratten gewohnheitsgemäß. Eine absolute Gegnerin dieser Besuche war unsere Mutter. Ihr war es in Fleisch und Blut übergegangen, selbst im

Schlaf mit einem Griff eine ihrer Hauspantinen zu nehmen, um sie zielsicher gegen den altersschwachen Kleiderschrank zu werfen. Dieser Knall gab ihr und uns die nächste halbe Stunde Ruhe vor dem Gefiepse und Geknisper dieser langschwänzigen Viecher. Wir Kinder schreckten zwar bei der mittelstarken Explosion aus dem Schlaf, rollten uns aber beruhigt unter die Decke, wußten wir ja, daß Mutter mit der Vertreibung der, ihrer Meinung nach, widerlichen Ratten beschäftigt war.

Für unsere anderen Haustiere errichtete Vater einen imposanten Stall gleich hinter dem „Häuschen“. In dem gab es doch tatsächlich einen Heuboden, den er extra für das Stroh und die Heuballen unseres zukünftigen Ziegenbocks gedacht hatte. Ja, unser Vater war sehr vorausplanend.

Den Ziegenbock schaffte er sich als nächstes an. Aber ein Bock ohne Ziege ergibt noch keine Zucht, darum bekam Adulus, so taufte mein Vater diesen frechen, stinkenden Bock, auch eine Gefährtin. Mit Hilde und Adulus hatte er sich den Grundstock einer Böckchen- und Zickleinzucht geschaffen.

Er war sehr stolz auf seinen kleinen Anfang, der ihn auf den Weg zum Großbauern führen sollte. Nur einen Haken hatte seine neue Errungenschaft: Es kam nie der ersehnte Nachwuchs in den Ziegenstall. Entweder mochten die zwei sich nicht „riechen“ oder Hilde war schon aus dem tragenden Alter heraus.

Vater glaubte, ein Hof ohne Schweine wäre kein richtiger Bauernhof. Nun setzte er zur nächsten Attacke an. Ein

Schweinestall mußte her. Im Ruckzuckverfahren, mit ein paar Brettern und Nägeln, entstand unter seinen Händen ein abstraktes Kunstwerk von einem Saustall. Wir sahen ihm, immer in Deckung gehend, bei seiner hektischen Arbeit Bauklötze staunend zu.

Mutter bekam vor Entsetzen den Mund nicht mehr auf, nur ihre Augen sprachen Bände. Protestierend machte sie, als sie sich von ihrem ersten Schock erholt hatte, ihrem Mann klar, daß sie nie Bäuerin werden wollte. Sie, das Großstadtkind, liebte die Landwirtschaft nicht.

Aber es half nichts. Nun sah sie sich vollkommen in den Traum ihres Mannes einsteigen, ohne daß sie recht wußte, wie ihr geschah. Wir Kinder waren vier an der Zahl; das jüngste lag allerdings noch im Waschkorb und konnte daher nicht vor Vergnügen mithopsen, als Vater eines guten Tages unser erstes Schwein zum Schweinestall trieb. Das Gequieke und unser Gejohle waren nicht mehr auseinanderzuhalten. Auch Mutter konnte uns später nicht sagen, wessen Töne die lautesten waren.

Ziegenbock, Ziege und Schwein besaßen wir nun. Aber was ist eine Sau ohne Ferkel? So dachte mein Vater, und es kam ihm blitzartig die Idee, den Eber unseres Nachbarbauern zu unserem Schwein Mona zu führen. Er sollte dafür sorgen, daß aus Mona eine trüchtige, zufriedene Sau wurde. Und wahrhaftig, nach wenigen Monaten warf das Tier süße, rosige Ferkelchen. Von Stund' an waren wir Kinder ständig im Saustall. Wir spielten mit den Ferkeln, obwohl es uns untersagt war, und mit besonderer Neugierde beobachteten wir sie beim

Saugen. Hier übernahm wieder die Natur einen Teil unserer Aufklärung. Oh ja, es war einfach herrlich für uns Gören, hier zu leben, zwischen Eisenbahn, Emscher, Wiesen und - nicht zu vergessen - dem Misthaufen. Langeweile kannten wir nicht.

Schon wenige Wochen später brachte Vater einen großen Karton mit und stellte ihn im Hof ab. Mit strengem Blick und eindeutigen Worten verbot er uns Naseweisen, die Verpackung zu öffnen. Daraufhin ging er ins Haus, um mit Mutter sein neu geplantes Geschäft mit einer kleinen Hühnerfarm zu eröffnen. Derweil aber standen wir Kinder neugierig um den Karton herum, in dem es piepste und raschelte. Diese Kiste mußte von uns untersucht werden: uns hielt keine Angst vor Strafe zurück, auch nicht vor „Gott schütze Dich“, so nannten wir den Hosengürtel unseres Vaters. Dieser Gürtel war ein Erbstück. Auf seiner breiten, silbernen Schnalle - das einzige Silber übrigens, das wir besaßen - stand der fromme Spruch „Gott schütze Dich“. Dieser Gürtel half schon unserem Großvater bei der Erziehung seiner Söhne..., ja, auch wir hatten Hochachtung vor diesem zähen Leder. Trotzdem öffneten wir den Karton. Wir sahen auf fünfzig quicklebendige Küken, die nun ängstlich über- und untereinander krabbelten. Es sah aus, als hätte ein großer gelber Wattebausch Beine bekommen. Unsere Entzückensrufe wurden von unseren Eltern nicht überhört. Eilends kamen Sie aus dem Haus gelaufen. Schnell wollten wir Kinder den Pappkarton schließen, doch in unserer Tollpatschigkeit warfen wir ihn um, und ein halbes Hundert Küken lief in Windeseile in die neugewonnene Freiheit. Wir standen vor Schreck wie erstarrt. Jedoch Mutter grabschte flink wie ein

Wiesel nach den Winzlingen, um sie wieder in die wärmende und schützende Verpackung zu legen. Vater zog dagegen bedrohlich langsam seinen Gürtel aus den Hosenschlaufen, und meine Brüder und ich bekamen jeder dreimal einen Schlag auf den Hosenboden übergezogen. Diese „herrgöttliche Strafe“ wurde mit Vaters Worten und unserem Weinen begleitet: „Gott-aaa-schütze-aaa-Dich-aaa!“

In der Zwischenzeit hatten sich viele Küken aus unserem Blickfeld entfernt, und es machte uns allergößte Mühe, sie aufzufinden und wieder einzufangen. Als wir es endlich mit vereinten Kräften geschafft hatten, war Vater fast wieder versöhnt mit uns. Später erklärte er uns, was ihn erzürnte. Die Küken durften noch keiner Kälte ausgesetzt werden. Da die Temperatur jetzt im April noch zu niedrig war, mußte man damit rechnen, daß einige von ihnen ihren kurzen Ausflug in die Freiheit nicht überleben würden. Alles wäre dann für die Katz gewesen - sie stolchte zu diesem Zeitpunkt auch über den Hof -, dabei hatte Vater sein letztes Geld für die Tierchen investiert.

Er zeigte uns die Wärmeanlage für die Küken, welche er in einem kleinen Stall - aus Milchglas zusammengesetzt - montierte. Hier sollten die gelben Knäuel wachsen und uns einmal mit frisch gelegten Eiern erfreuen.

Nun erst verstanden wir seinen „heiligen“ Zorn.

Doch ich sah noch ein anderes Problem. Mit nicht ganz vier Jahren war ich davon überzeugt, die Küken hätten sich bei ihrem Ausflug wohl die Füßchen schmutzig

gemacht und müßten nun auch gewaschen werden. Meine Gedanken und mein Vorhaben behielt ich für mich. Kurz vor dem Abendessen schlich ich mich in den Kükenstall, bewaffnet mit einer tieferen Schale voll Wasser in der einen und einem Stück Seife in der anderen Hand. Liebevoll nahm ich ein Küken nach dem anderen und wusch sie sorgfältig mit beruhigenden Worten: „Patsche, patsche... auch das Köpfchen und das Schnäbelchen muß sauber sein..., aber wehr dich doch nicht so..., was sein muß, muß sein!“ Die letzten Worte hörte Mutter, die mich schon seit einiger Zeit suchte. Sie sah schattenhaft meine hockende Gestalt durch die Glaswand des übergroßen Brutkastens und ahnte Fürchterliches. Als sie gebückt durch das niedrige Türchen trat, war meine Freude groß, ihr Entsetzen aber unbeschreiblich. Über die Hälfte aller Küken warn von mir gebadet und schlafen gelegt worden. Nein, sie schliefen natürlich nicht; ich hatte sie unwissentlich ertränkt. Dabei bin ich mit ihnen doch nur so umgegangen, wie mit meiner Puppe, die ich immer fein sauber hielt (Es war auch die einzige, die ich besaß.). Ich konnte nicht begreifen, warum die Tierchen mein Wasser und die Seife nicht überlebten.

Als Vater von meiner Untat erfuhr, weinte er. „Gott schütze Dich“ blieb um seine Taille, obwohl ich insgeheim mit diesem Riemen eine Strafe erwartete. Ich verdeckte schon angstvoll mein Hinterteil mit den Händen, als ich ihn auf mich zukommen sah. „Jetzt passiert’s - jetzt...“, dachte ich, schloß die Augen und erwartete ergeben „Gott schütze Dich“. Aber nichts dergleichen geschah. Mein Vater nahm mich auf den Arm und drückte sein von Tränen benetztes Gesicht an

meine Wange. Für mich war es die härteste Strafe, meinen Vater weinen zu sehen. Er aber wußte, ich hatte doch alles nur „soo gut“ gemeint.

Unser Gehöft wurde weiter bestückt. Es kamen zu den Hühnern noch ein Hahn, das schlimmste Mistvieh auf dem Hof, ein Ganter und fünf Gänse, ein Schafsbock und das dazugehörige Schaf. Alle Nist-, Freß- und Stellplätze waren ausgebucht. Nun begann für Mutter und auch für uns eine schreckensreiche Zeit. Wir hatten Angst vor unserem Adulus. Wenn der Ziegenbock aus dem Stall kam, waren wir im Nu im Haus verschwunden. Es hatte den Anschein, daß er Kinder nicht mochte. Immer, wenn er eines von uns sah, kam er mit gebeugtem Kopf angerannt, so daß es aussah, als wenn einem nur noch Hörner auf Beinen entgegentrampelten. Wir hatten Respekt vor ihm und stürmten davon, bis die Lunge pffiff. Auch der Ganter war ein Alptraum für uns. Sobald er uns erblickte, reckte er sich imponierend auf, schlug wild mit seinen Flügeln, als ob er zum Flug ansetzte und stürzte dann mit lautem Gezeter hinter uns her. Hatte er eines von uns erwischt, half nur noch der Hilfeschrei nach Vater oder Mutter. Das Hacken seines Schnabels und die derben Schläge seiner kräftigen Flügel verursachten höllische Schmerzen. Aber unser Hahn Hannibal war die wildeste und hinterhältigste unter den Kreaturen des Hofes. Trotzdem war er Vaters ganzer Stolz. Mit ihm ging er zu vielen Zuchtausstellungen und kam dann des öfteren mit einem prämierten Hannibal nach Hause. Er war für Vater von unschätzbarem Wert. Der prachvollste Hahn an der Emscher und Umgebung machte auch unserem Hofhund - der Brave lag meist angekettet vor seiner Hundehütte - alle Konkurrenz. Er hätte niemals

den Postboten so angefallen, wie Hannibal es getan hatte. Der Gockel hackte so auf den ahnungslosen Beamten ein, daß dieser seine Wunden ärztlich versorgen lassen mußte. Seitdem blieb der Briefträger, wenn wir Post zu bekommen hatten, an der Wegkehre zum Gehöft stehen und meldete sich mit einem langgezogenen Pfiff aus seiner Trillerpfeife (ein Posthorn wäre jetzt wieder vonnöten gewesen). Dieser Ton der Schiedsrichterpfeife war zwischen ihm und meinen Eltern das vereinbarte Zeichen: „Trara, die Post ist da!“ Meistens lief eines von uns Kindern zu ihm und nahm die Briefsendung in Empfang.

Mutter und wir Kinder trauten uns nur noch bewaffnet mit einem Stock über den Hof. Wir konnten dort nicht mehr frei umhertollen und spielen. Immer war der kämpferische Hannibal hinter uns her. So blieben wir öfter im Haus, da Vater der Meinung war, daß sein Gockel Auslauf haben muß, um seine Schönheit behalten zu können.

Aber einmal geschah es, daß Mutter sich stadtfrein machte. Wir bestaunten sie, denn zu selten sahen wir sie so hübsch herausgeputzt. Das Tollste an ihr waren die Perlonstrümpfe. Diese waren zur damaligen Zeit das Kostbarste und Teuerste, das sie sich je persönlich geleistet hatte. Sie wollte gerade über den Hof zur Straße - sie hatte aber vorsichtshalber den Stock bei sich -, da stürmte Hannibal auf sie zu und attackierte mit seinem spitzen Schnabel ihre Beine, bis das Blut durch die zerrissenen Perlonstrümpfe quoll. Mutter war auf den plötzlichen Angriff des Tieres nicht gefaßt gewesen. Sie wehrte sich zwar, aber das hielt den Gockel vor weiteren

bösartigen Angriffen nicht ab. Ein kräftiger, unglücklicher Schlag traf ihn schießlich genau auf den Hahnenkamm, und er fiel wie tot zu Boden. Vater, der alles durch das Herz der Tür unseres Plumpsklosetts beobachtet hatte, kam händeringend herausgestolpert. Er war so wütend, daß er die noch herunterhängende Hose gar nicht wahrnahm, die er - ein Bild für die Götter! - hinter sich herzog. Fluchend und keifend stand er nun halbnackt unserer Mutter gegenüber. Wir sahen ihnen gespannt durch das rückwärtige kleine Fenster zum Hof hin zu. So hatten wir sie noch nicht streiten gehört. Wortfetzen flogen uns um die Ohren. Vater meinte, Mutter sei eine alte, dumme Kuh - ja, die allerdings fehlte noch auf unserem Gehöft -, und Mutter konterte, Vater sei in der letzten Zeit nur zu oft eine Schnapsleiche gewesen. Himmel, alle diese Worte konnten wir damals nicht so richtig erfassen. Was hat, so überlegten wir, ein toter Hahn mit einer Schnapsleiche zu tun? Nun ging es darum: kommt der Hahn in die Pfanne - so verlangte es Mutter - oder nicht. „Er wird begraben, ich werde meinen Hahn nicht essen, und du kriegst ihn schon gar nicht zu fressen“, schrie Vater, der sich nun auch wieder an seine Hose erinnerte. Unbeherrscht weiterschimpfend, zog er sie hoch, stopfte sein Hemd unordentlich hinein, legte den einen Hosenträger über die Schulter - den anderen vergaß er - und schnallte sich, ohne den Hosenschlitz zu schließen, seinen „Gott schütze Dich“ um. Seine Glatze glänzte in der Sonne wie seine silberne Gürtelschnalle. Er wird doch nicht den Gürtel aus der Hose ziehen...? Wir Kinder waren voller Angst, und die Tränen kullerten uns über die roten Gesichter. Aber siehe da, wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Hannibal, das Streitobjekt, kam wieder zu sich. Torkelnd kam er auf die Beine, dann

machte er einen saltoartigen Überschlag, schüttelte seine Federn, nickte ein paarmal heftig - wie verstehend - mit dem Kopf und stolzierte beleidigt, mit erhobenem Haupt, in den Hühnerstall. Dieses Federvieh war der Auslöser einer langandauernden Ehekrise. „Die Tiere fressen uns die Haare vom Kopf“, schimpfte Mutter - hatte Vater deshalb kein Haar mehr auf dem Haupt? -, oder sie sprach davon, daß wir arm wie die „Kirchenmäuse“ sind. Wir Rotznasen standen vor einem Rätsel. Wir hatten doch Ratten im Haus, was wollte sie mehr?

Die Tierhaltung brachte meinen Eltern keinen finanziellen Gewinn. Vater war gezwungen, beruflich umzusatteln. Er wurde Bergmann, und Mutter bewirtschaftete Haus und Hof allein. Nun war es für sie an der Zeit, mit Vater ein Machtwort zu reden. Ganter, Ziegenbock und Hahn mußten ihrer Meinung nach die „Arche Noah“ verlassen. So nannte sie unser Häuschen und das Drumherum mit den Viechereien. Sie war nie glücklich, eine Bäuerin zu sein. Ebenso mißfiel es ihr, in einem so engen, kleinen Heim zu leben, dem der Winter die zugigen Fensterscheiben mit Eisblumen schmückte. Er ließ auch das einzige fließende Wasser in der Küche erstarren. Der alte Küchenofen schaffte es nicht, die beiden Räume durchzuheizen (wir hatten nie genug Kohle). Es gab keinen Stromanschluß, und die frühen Winterabende wurden mit einer Petroleumlampe erhellt. Das war nur für uns Kinder romantisch, besonders wenn Mutter bei flackerndem Licht aus einem dicken Märchenbuch vorlas. Unserer Phantasie waren dann keine Grenzen gesetzt, wenn wir unsere Schatten auf der unebenen gekälkten Zimmerwand als gespenstische Wesen hin- und hergaukeln sahen. Im Frühjahr, wenn

nach mehreren Regentagen die Emscher über die Ufer trat, war Mutter regelmäßig außer sich. Des Nachts, wenn sie bei Wind und Wetter mit uns zum Donnerbalken marschierte, hatte sie ständig Sorge, daß uns eine Ratte in den blanken Po beißen könnte. Mutter war bewundernswert. Lange behielt sie die Nerven, bis zu dem Tag, an dem sich ein fettes Rattenbiest in dem großen Zeh meiner Schwester festbiß. Mutter sah „Rot“ und schlug immer wieder verzweifelt auf das häßliche Nagetier ein. Sie schlug noch mit dem Schürhaken, als es schon tot am Boden lag. Es gab kein Halten mehr für sie in diesem Haus, in dem Leib und Leben ihrer Kinder in Gefahr waren. Eines Morgens packte sie einige Koffer, setzte die Kleinste in den Bollerwagen, stapelte darauf die Koffer, nahm uns Größeren bei der Hand und verließ fluchtartig die „Arche Noah“. Sie hatte wohl schon lange Zeit alles gut geplant und vorbereitet, denn sie hatte ein festes Ziel: eine große Wohnung mit allem Komfort. Endlich besaß jedes Kind sein eigenes Bett, auch hatte Mutter eine Küche mit fließendem kalten und warmen Wasser, eine Toilette im Bad mit Wasserspülung und in jedem Raum einen Schalter für elektrisches Licht. Was für ein herrliches Wohnen!

Vater allerdings war von unserem Umzug überrumpelt worden, aber aus Liebe zu seiner Familie folgte er uns nach.

Es ist ihm nicht leichtgefallen, alle seine geliebten Tiere zu verkaufen und das Haus an der Emscher dem Erdboden gleichzumachen. Damit war sein Lebenstraum ausgeträumt.

Meeressinfonie

Die Sonne gleitet ins Meer.
Die nachtschwarze Welt wird still.
Die Wellen spielen eine Sinfonie
für meine weinende Seele.

Mißernte

Auf den zarten Wurzeln der Liebe
versprengte Keimlinge des Hasses,
gesät von menschlichen Trieben,
erwärmt durch die Hitze des Streits,
benetzt mit Tränen um verlorenen Frieden.
Und die Saat der Haßliebe
ist zum Erblühen und Gedeihen bereit

Eifersucht

Siehst
den Sonnenschein
nicht mehr
nicht
meine Liebe zu Dir.

Die blühende Rose
in meiner Hand
siehst du verwelkt.

Aus heiterem Himmel
blendet Dich
der Blitz der Eifersucht.

Ohnmacht

Krieg..
und die Vögel singen noch!
Krieg..
und der Mensch lacht noch!
Krieg..
und die Erde dreht sich noch!
Krieg. .
und die Frauen
dieser Welt
gebären noch!

W A R U M ?

Licht

Sie gibt mir ihre Hand
und fühlt meine Furcht.
Ich gebe ihr meine Hand
und fühle nichts.

Sie tastet sich durchs Leben
und zerstört nichts.
Ich haste durchs Leben
und hinterlasse Scherben.

Sie verzweifelt nicht
in ihr scheint ein helles Licht.
Ich lebe in Dunkelheit
trotz hellen Tages.

Sie ist blind
und doch sehend.
Ich bin sehend
und doch blind.

Du

Mein Herz befiehlt

meinen Augen zu sehen
was mein Verstand nicht erfaßt
lenkt meine Schritte
zu Dir

führt meine Hand
die Deine zu halten
und mit Dir zu gehen
durch den Tunnel der Angst

Parkplatzsuche

Seine „Was-kostet-die-Welt“-Haltung hinter dem Lenkrad, die übergewichtige Figur, das runde Apfelbäckchengesicht mit den großen braunen Augen und ihrem ständigen „Was-kann-ich-denn-dafür“-Blick! Der dunkle Haarkranz mit dem hohen Scheitel war mit soviel Haarlack eingesprüht, daß selbst die Stirnglatze wie gelackt aussah! Auf ihr spiegelten sich die Lichter des Weihnachtsmarktes wider, die sie zeitweilig im dunklen Wageninneren trafen.

Ihr Blick hielt sich nun an seinem breiten, kinnlangen Schnurrbart fest. Auch er war perfekt gestriegelt. Dieser Seehundbart verlieh dem Gesicht ihres Mannes eine unverkennbare orientalische Note, die durch seinen leicht gebräunten Teint noch verstärkt wurde. Wer von Wolfgang deutschen Ahnen hatte ihm nur diese Hautfarbe vererbt?

Vom Weihnachtsmarkt dröhnte eine Melodie herüber, die Ursula aus ihren Gedanken riß: „Ihr Kinderlein kommet, oh kommet doch all“. Na klar kommen wir, doch erst müssen wir einen Parkplatz finden, dachte sie entnervt.

„Wieviele Runden willst Du noch um den Markt fahren, bis Du für Dich und den Wagen einen Parkplatz gefunden hat? Seit einer viertel Stunde suchen ...“
„Mensch, verdammt, jetzt sieh nur da vorne, da haben doch tatsächlich die Ausländer einen Parkplatz bekommen!“ fiel Wolfgang empört seiner Frau ins Wort.

Langsam fuhren sie an einem Auto vorbei, dem, wie er wohl annahm, eine ausländische Großfamilie entstieg. „Ja, erzähl’ mir doch mal, was hat Dir der Ausländer getan, daß Du ihm den Platz mißgönnt? Er hat genauso viel Anrecht auf einen wie Du!“ wies Ursula ihn ärgerlich zurecht. „In welches Fettnäpfchen bin ich nur wieder getreten? Mann, das war nicht böse gemeint. Du weißt, daß ich nichts gegen Ausländer habe!“

Betretenes Schweigen.

„O du fröhliche, o du selige...“, tönte es vom Markt herüber, und sie fuhren die nächste Ehrenrunde. Dabei fiel Ursula ein kleiner VW auf, der mit abgeblendetem Licht in der Einfahrt zur Parkstraße stand. „Der steht aber auch schon lange hier“, machte sie ihren Mann auf das Auto aufmerksam, dessen Fahrer sie fast böseartig ansah, „auf wen der wohl wartet?“

Wolfgang blickte nur kurz in den Rückspiegel. „Auf wen soll er schon warten! Wahrscheinlich auf einen Parkplatz, logo, oder? - Da, aber jetzt bekommen wir einen!“ frohlockte er.

Hundert Meter weiter sahen sie die Rücklichter eines Wagens, der sich mühsam aus der Parklücke herauszirkelte. Endlich, endlich hatten sie ihren gewünschten Platz, nah, ganz nah am Weihnachtsmarkt.

Es regnete leicht. Ursula wollte gerade ihren Regenschirm aufspannen, der ihre blonden Locken vor der Nässe schützen sollte, als hinter ihrem geparkten Wagen plötzlich ein Auto mit quietschenden Reifen zum

Stehen kam. Es war der kleine Volkswagen. Sein Fahrer riß die Tür auf und schrie: „Du mistiger, verdammter Kümmeltürke, Du glaubt wohl, Du kannst Dir alles erlauben! Frech wie Rotz seid Ihr doch alle! Erst nehmt Ihr uns unsere deutschen Frauen, dann die Maloche, fährt obendrein noch dicke Wagen, und jetzt klaut Ihr auch noch unsere Parkplätze! Warte, ich komme Dir raus und hau' Dir die Ausländerbirne platt!“

„Eine Muh, eine Mäh, eine Schinderätä...“, dröhnte vom Markt das Kinderlied herüber.

Was war nur passiert? Wem galt die Schimpfkanonade? Wolfgang, der gerade die Fahrertür schließen wollte, stand wie vom Blitz getroffen da, und Ursula fiel vor Schreck der Schirm aus der Hand.

„Komm' nur, mein Freund“, erwiderte ihm Wolfgang gefährlich ruhig, wir beide können uns auf Hochdeutsch unterhalten und zwar mit diesem hier, er ist unser Talkmaster.“ In der Hand hielt er einen Gummiknüppel, den er, während der sprach, blitzschnell unter seinem Fahrersitz hervorgezogen hatte.

Augenblicklich schlug die Fahrertür des Kontrahenten zu. Er gab Vollgas, daß die Räder durchdrehten.

Wolfgang verstand die Welt nicht mehr: „Jetzt sieh mich bitte genau an, Ursula, sehe ich aus wie ein Ausländer?“ Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen, als er sie das fragte.

„Oh, ja, mein Wölfchen, Du könntest ein Südländer oder auch ein Orientale sein. Doch in diesem Moment machst Du „Iwan dem Schrecklichen“ alle Ehre!“

„Aber Heidschi bumbeidschi bumm bumm...“, lockte der Weihnachtsmarkt.

Detlef Grabowski

Harmonie

Herrlich ist es, auf einem Pferd zu sitzen. Alle Sorgen sind auf einmal vergessen. Langsam strömt mir die angenehme Wärme des Tieres entgegen.

Sandokan versteht mich ohne Worte. Ich fühle mich eins mit ihm und der Natur. Nirgendwo würde ich jetzt lieber sein.

Wiesen , Felder und Wälder ziehen langsam an uns vorbei. Am nächsten Weiher machen wir halt. Mein Freund erquickt sich durch die Labsal des Wassers.

Ich schaue mit Freude aufs Feld.

Kleiner Schmetterling

Kleiner Schmetterling,
Du bist so zart,
so zerbrechlich.
Du fliegst so unbeschwert
in den Tag hinein.
Ich würde Dir gern folgen.

Gemeinsam

Unser Hunger
nach Gerechtigkeit
wird gestillt werden.

Im Kampf
gegen Gleichgültigkeit,
im Streit für Freiheit
werden wir siegen

irgendwann,
irgendwann.

Karl Anton Hritz

Weltuntergang anno 1910

1910! Eigentlich war's ein Jahr wie jedes andere auch! Oder - etwa doch nicht ganz? Nun, wenn man die nicht selten kuriosen Ereignisse jener Tage in Betracht zieht, von denen uns unsere Altvorderen zu erzählen wußten... - hieß es doch seinerzeit landauf, landab: „Am 30. Mai ist der Weltuntergang!“

Harren die einen, die daran glaubten, der kommenden Dinge voller Neugier zwar, doch ruhig und gelassen, einige vielleicht auch etwas ängstlich, so waren andere wieder voller Hektik oder gar von Hysterie befallen. Im Osten wohl nicht anders wie im Westen. Und dies nutzten auch zwei Zwanzigjährige - nennen wir sie einfach Hannes und Michael - aus einem von hohen Bergen umsäumten Tal in den Karpaten weidlich aus. Da ihnen ohnehin der Schalk im Nacken saß, nimmt es nicht wunder, daß sie für den von so manchen ängstlich erwarteten „Weltuntergang“ einen martialisch wirkenden Streich ausheckten. Zeit genug hatten Sie ja! Und die Möglichkeit, eine beträchtliche Menge Dynamit für ihr Vorhaben zu beschaffen, auch. Waren doch beide Sprengmeister in einer der umliegenden Erzgruben.

Als nun der Tag des vermeintlichen Weltuntergangs da war, da schlichen sich zu noch nachtschlafener Zeit zwei Gestalten, eben Hannes und Michael, zu einem Steinbruch. Er befand sich am Hang eines gleich am westlichen Ortsrand ansteigenden Berges. Ideal gelegen: Einerseits weit genug, keinerlei Schaden durch ihr Vorhaben anzurichten, andererseits aber auch nahe genug, um nach vollbrachter Tat noch rechtzeitig - vor allem aber ungesehen - wieder nach Hause entschwinden zu können.

Und so begannen denn beide flink, aber nicht zu hastig, mehrere Sprengsätze zu legen, Zeitzündler anzubringen und letztlich auch eine entsprechend lange Lunte zu ziehen, die ohne jeden Zweifel ein unbehelligtes Nachhausekommen garantierte. Als all' dies getan und die Lunte gezündet war, wurde schleunigst Fersengeld gegeben! Und das nicht zu früh! Denn kaum hatten beide den Ortsrand erreicht, begann ein fürchterliches, nicht enden wollendes Krachen und Donnern, das noch um ein Vielfaches von den umliegenden Bergen widerhallte. Viele schreckten aus dem Schlaf, etliche schlüpfen hastig in die Kleider und eilten vor die Haustür, um voller Neugier der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Und der Postmeister gar rannte völlig aufgeregt im Nachthemd aus dem Haus, lief schreiend durch die Straße: „Die Welt geht unter, die Welt geht unter!“ Man konnte ihn nur schwerlich beruhigen. Denn als auch nach dem infernalischem Getöse die Welt noch immer existierte, da schwante so manchem etwas, doch - nichts Genaues wußte man halt nicht...

Und die beiden Schelme? Dank ihrer idealen Wohnlage an der Peripherie des Ortes - Hannes wohnte am Ende der Feuergasse, Michael etwas südlicher auf dem Schlackenberg - waren sie ungesehen und auch noch im Schutze der Nacht entschwunden. Zwar wurde es für Hannes, kaum war er auf dem offenen Hof, noch einmal prekär. Denn der Hüter des Gesetzes, der Ortsgendarm, kam schon schnellen Schrittes die Feuergasse entlang - das Rathaus war ja nicht weit - und inspizierte beflissen Haus für Haus. Also blieb nur die rettende Flucht in das Häuschen mit dem Herzen, während jener, ganz Amtsperson, angestrengt in jedes Fenster äugte, eine geraume Weile an jeder Tür horchte (es hätte ja vielleicht sein können, daß... nicht wahr!?). Doch da blieb alles dunkel und ruhig. Also ging er weiter. Und als dann die Luft wieder rein war, huschte endlich auch Hannes schnellstens ins Haus, sucht im

Dunkeln sein Bett auf und schlief seelenruhig in den neuen Tag hinein...

Die Rache des Bären

Bären scheinen nicht weniger nachtragend zu sein als Elefanten bekanntlich auch, wenn ihnen Arges widerfährt. Jedenfalls kann ihr „Rachefeldzug“ nach erlittenem Tort verheerende Folgen zeitigen. Belegt wird dies auch durch das nachfolgend Erzählte, das sich noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts bei uns daheim ereignete, zu einer Zeit also, da noch in den von Bären bevölkerten Wäldern der Karpatenregion Holzkohle gebrannt wurde.

Die Kohlenmeiler befanden sich nicht selten eine oder gar mehrere Tagesreisen entfernt tief im Innern der Wälder. Die Wege dorthin säumten darum auch verständlicherweise in halben Tagesreiseabständen nach einer Seite hin offene, Unterstand gewährende Holzhütten. Nun waren da eines Tages mein Onkel Ludwig und sein Begleiter mit ihrem Ochsengespann zu einem weit entfernt gelegenen Meiler unterwegs, um eine Fuhre bereitgestellter Holzkohle abzuholen. Denn die am Brennpunkt schaffenden Köhler warteten schon auf die beiden. Diese aber wurden auf etwa halbem Wege von der hereinbrechenden Nacht eingeholt.

Da sie noch zur rechten Zeit eine jener schon erwähnten am Wege stehenden Holzhütten erreicht hatten, beschlossen sie auch, den kommenden Tag in dieser abzuwarten. Das

Fuhrwerk ließ man etwas abseits stehen. Die Ochsen wurden ausgespannt und in ein Gehege hinter der Hütte gebracht. Und ein hernach vor der Hütte errichtetes Feuer verbreitete zunehmend eine wohlige Wärme. Genug, um einigermaßen behaglich in den Morgen hineinschlafen zu können. Normalerweise! Doch daraus wurde nichts! Denn irgendwann in der Nacht wachte der Begleiter meines Onkels auf, weckte diesen und deutete auf einen im Widerschein des noch glimmenden Feuers erkennbaren, im Schlaf sich wiegenden Bären. Wahrscheinlich war dieser wohl von der Feuerstelle angelockt worden, die immerhin eine beträchtliche Wärme ausstrahlte. „Was tun!?“ fragte er leise.

„Stoß’ ihm ein glühendes Holzscheid zwischen die Augen!“ befahl mein Onkel. Gesagt, getan! Der Angesprochene packte sich ein an dem einen Ende angeglühtes Holzscheid und stieß, wie ihm geheißen, kräftig zu. Der Bär, so unsanft aus dem Schlaf gerissen, schnellte hoch, machte kehrt, sich aber auch vor Schreck noch „in die Hose“ und rannte, wie von Furien gehetzt, davon.

„Jetzt aber nichts wie weg!“ sagte Onkel Ludwig. „Der kommt nämlich schnellstens wieder, sobald er sich von seinem Schrecken erholt hat. Dann aber walzt er wütend alles nieder, was er vorfindet, macht kurz und klein, was scheinbar schuld an seiner Unbill war.“ Und so verließen sie denn auch eilends ihren Rastplatz. Aber in entgegengesetzter Richtung! Denn Vorsicht war geboten. Sie nahmen auch nur die Ochsen mit. Der Leiterwagen blieb, wo er war. Sie wollten ihn später erst, also schon bei Tageshelle holen. Denn jetzt, im Dunkel der Nacht, wäre er nur hinderlich gewesen.

Als sie dann, wie vorgehabt, am nächsten Morgen wiederkamen, bot sich ihnen ein verheerender Anblick. Die Feuerstelle war regelrecht breitgetrampelt, die Holzhütte total demoliert - dem Erdboden gleichgemacht. Selbst den etwas

abseits stehengelassenen Leiterwagen fand man einige Meter tiefer am Hang wieder, leicht lädiert zwar, aber doch noch zu gebrauchen. Onkel Ludwig hatte also recht behalten. Der Bär war wiedergekommen, aber als Racheengel! Nachdenklich kratzte sich der Begleiter meines Onkels am Kopf: „Stell’ Dir vor“, meinte er sinnierend, „wir wären hier geblieben...!“ Dann machten sich beide daran, ihr Fuhrwerk wieder flott zu kriegen. Zwar dauerte es eine geraume Weile, dann aber konnten sie bedenkenlos weiterfahren und ihren Weg zum Meiler fortsetzen.

Helga Krawczyk

Am Ende des Krieges

Seelenlose Augen blicken fragend
aus unzähligen Trümmern

Wo sind die Menschen, die Tiere
zahnlose Kratermünder haben alles Leben
ausgespuckt

Jeder Stein schreit seine schreckliche Geschichte
gegen die zerborstenen Mauern
Beklemmende Stille

Nur der Wind streichelt sanft die
ausgebrannten Gesichter

Sehnsucht

Ich fühle das Vergangene,
bis die Sehnsucht schmerzt.
Ein Name umkreist mein Denken.

Wie sehr habe ich die Wärme geliebt,
die Glut geschürt,
die Flamme geschützt!

Und dann hat einer das Feuer
einfach ausgeblasen.

In die Asche schreibe ich immer noch
denselben Namen.

Stummer Schrei

Ein Wispern weht ins Zimmer
und lockt die Visionen aus ihrem Versteck.

Die Träume schalten den Lärm des Lebens ab
und sehen nicht mehr auf die Uhr.

Gefangen im Netz der Gedanken
beginnt die Gratwanderung.

Wartezeit

Einmal
hatte ich unendliches Vertrauen
in die Zukunft.

Ich habe auf die Erfüllung meiner Träume gewartet,
auf ein Fenster im Licht,
auf die grüne Ampel in meinem Leben,
auf die gute Fee mit den drei Wünschen.

Ich habe zuviel erwartet.
Das langsame Sterben meiner Träume
hat begonnen.

Ich suche

Ich suche Freundschaft
und finde Gleichgültigkeit

Ich suche Liebe
und finde Disziplin

Ich suche Trost
und finde Furcht

Ich suche Freiheit
und finde Geld

Ich suche Bäume
und finde Wüste

Ich suche Frieden
und finde Waffen

Ich suche den Himmel
und finde die Leiter nicht

Liebe

Wenn ich von Liebe träume,
denke ich
an den Zauber
zwischen dir und mir,

an den Regenbogen
und die Schmetterlinge,
an die schönste Art
von Gefangensein
und
an die Unendlichkeit

Ich will
die Sehnsucht nach Liebe
nie verlieren.

In der Stadt

Die regennasse Straße glänzt.
Schaufenster locken.
Menschen hasten.
Die Stadt lärmt.

Nur mein Schatten
teilt die Einsamkeit
mit mir.

Hilferuf

Meine Ohren sind taub,
ich höre das Klagen nicht.
Meine Augen sind blind,
ich sehe die Umwelt nicht.
Gefühle haben ich mir längst abgewöhnt,
sie belasten nur.
Ich habe mich einfach einwickeln lassen,
an meinem Fettpapier rutscht alles ab.
Ich verkrieche mich.

Aber ich weiß von einem,
der kann zuhören,
der kann helfen,
der kann lieben,
der hat sich nicht einwickeln lassen.
Der kann sich sehen lassen.

Hunger nach...

Das Ausflugslokal ist voll besetzt, als sie eintreffen. Joma und ihre Freundinnen setzen sich an den gerade freigewordenen Tisch und bestellen Kaffee und Kuchen.

Jomas Blicke wandern umher und bleiben an einer Kindergruppe hängen. Es sind elf etwa neunjährige Jungen mit einem erwachsenen Begleiter. An diesem großen Tisch unterhalten sich zunächst alle ziemlich laut, nur der Mann sagt nichts. Sie essen Stutenschnitten mit Nutella und trinken Saft dazu.

Joma beobachtet, daß die Jungen immer häufiger in eine bestimmte Richtung schauen und dann miteinander tuscheln. Verstehen kann sie nichts, aber ihre Neugierde ist geweckt. Ihre Freundinnen hat sie längst vergessen und sie sie wohl auch.

Und dann sieht sie ihn. Er ist ganz schwarz, hat kurzes, krauses Haar und sehr große, freundliche Augen. Der knallrote Pulli unterstreicht seine Hautfarbe noch. Vor ihm steht ein Teller, auf dem nur noch ein Brot liegt. Mehrere Kinderarme recken sich diesem Teller zu und legen ihre übriggebliebenen Brote nach. Inzwischen starren alle Augen auf Samos - den Namen hat Joma doch mitbekommen. Um sie herum ist es ruhig geworden. Etwas verstohlen blickt sie zu den umliegenden Tischen und merkt, daß viele Leute ebenfalls die Kinder beobachten. Samos stört das alles nicht; er nimmt eine Stutenschnitte nach der anderen vom Teller. Joma wundert sich: Wie kann ein kleiner Junge nur so schnell so viel essen! Oder was macht er sonst mit

den Broten? Der Teller ist jedenfalls leer, und Nachschub ist nicht in Sicht. Sehr schnell kommt wieder Leben in die Gruppe. Die Kinder rennen lautstark auf den nahegelegenen Spielplatz, Samos in ihrer Mitte.

Nach einer für Joma langweiligen Stunde trudeln sie wieder ein, schmutzig, verschwitzt und glücklich. Joma sucht sogleich Samos; ihre Blicke treffen sich. Sie lächelt ihm zu, einfach, weil sie froh ist, daß ihm nicht übel geworden ist. Er strahlt zurück und kommt auf sie zu. Der Begleiter kann ihn nicht mehr aufhalten und bleibt mit den anderen Kindern etwas abseits stehen. Samos schaut sie aufmerksam an und fragt sie in gebrochenem Deutsch: „Du Hunger?“ Er zeigt dabei auf ihren leeren Teller. „Ja“, sagt sie. Ihr fällt so schnell nichts Besseres ein. Seine großen runden Augen faszinieren sie. Joma kann den Blick nicht abwenden. In solch schwarze Augen hat sie noch nicht gesehen. Deshalb merkt sie auch nicht, daß seine schmutzige rechte Hand in der Hosentasche verschwindet und mit einem sehr lädierten Stutenbrot, das kaum noch als solches zu erkennen ist, wieder herauskommt. Er hält ihr das Brot so nah vor die Lippen, daß sie vor Schreck den Mund öffnet. Und schon landet eine Ecke der Nutellaschnitte zwischen ihren Zähnen. Zeit, sich zu ekeln, hat sie nicht. Vor Überraschung und wegen des vollen Mundes sprachlos, läßt sie alles geschehen. Samos streichelt mit seinen verschmierten Händen ganz vorsichtig und liebevoll ihr Gesicht. Dabei flüstert er: „Du - gutes Kind.“

Joma ist ergriffen, alle um sie herum auch. Entschuldigend sagt der Begleiter zu ihr: „Das war

Samos' Danke für Ihr Lächeln; er hat so viel Schlimmes erleben müssen.“

Nicht noch einmal

Ich habe Angst vor uns:
Wir lassen die Menschlichkeit davonlaufen.

Ich schäme mich für uns:
Wir haben die Freiheit eingemauert.

Ich erschrecke mich vor uns:
Wir hören den Herzschlag der Welt nicht mehr.

Ich sorge mich um uns:
Wir lassen die Liebe schlafen.

Ausländer sind keine Feinde,
nur Menschen, die wir noch nicht kennen.

Menschen wie wir

ALLE

Gerede

Ich sage
ich mag die Taube

Ich sage
ich mag die Rose

Ich sage
ich mag Dich

Ich sage nur nicht
ich mag mich

Stacheldraht

Stacheldraht
kalt
hart
unbesiegbar

und draußen singen die Vögel

Stacheldraht
vor dem Land
vor dem Haus
vor dem Gesicht

und draußen blühen die Rosen

Als wir damals ja sagten
dachten wir nicht
an Stacheldraht

und draußen scheint die Sonne

Katharina Kreft

Ich stehe irgendwo

Nicht leuchtende Rose
Nicht zarte Orchidee
Nicht verborgen blühendes Veilchen
Nicht Gänseblümchen im Wiesental
Nicht einmal staubige Distel
 die aus Mauer und Gestein
 hochdringt zum Licht

Ich stehe irgendwo

Nur die Weltstürme finden
Und zausen mich
Und brechen mir Knospe und Blatt

Stille Tränen

Leise flehen meine Wünsche um Erfüllung.

Sie gleiten suchend in die Nacht hinaus.

Finden aber nirgends Halt noch Ruhe,

Weinend kommen sie wieder nach Hause.

Ohne Titel

Und es wird ein Morgen aufsteigen
der mich nicht mehr erreicht
Sie haben mich dann schon fortgetragen
und mein Platz ist verwaist.

Wie mag es wohl sein
ohne den Schmerz der Welt?

Wie lange noch?

Sinnend gehe ich durch die Räume

wie lange noch

Besehe mir die schönen Dinge

wie lange noch

Jedes einzelne birgt Wünsche und Träume

wie lange noch

Erinnerungen tragen mich durch Zeiten mit Schatten und

Licht

wie lange noch

Wunsch für einen Tag

Losgelöst

von aller Erdschwere

hinaufsteigen

zu fremden Höhen

sich treiben lassen

ohne Zwang -

der Weg als Ziel -

der Erde fern

den Wolken nah

und den Strahlen der Sonne

Februarabend

Rot sinkt die Sonne.
der Himmel glüht.
Sein Licht drängt
durch das Geäst
der kahlen, schwarzen Bäume
und legt ein schwarz-rotes Mosaik
auf den klaren Bach.

Krähen zeichnen Schattenspiele
in Rot und Schwarz
auf der abendlichen Bühne.

Frühling

Zärtlich

wiegt am Fischteich
der Frühling die Weiden.

Golden

beleuchtet er ihrer pendelnden Zweige
pastellenes Grün.

Verträumt

spiegelt das Wasser
sein junges Gesicht.

Erlöst

haucht die Natur
ihr fröhliches Lied.

In der großen Stadt

Ein Morgen voll Sonne

Ungezählte Menschen

hasten an mir vorbei

Mit meinen Gedanken

bleibe ich

allein

Traum

Schwindendes Licht

gibt der Dunkelheit Raum

Und draußen

liegt die schlafende Welt

scheinbar

still und friedlich

wie im Traum

Überwunden

Auf sonnenüberstrahlter Lichtung

steht sie unbeweglich,

an eine Bank gelehnt.

Ihre Tränen glänzen

im Licht der Morgensonne.

Mit der leichten Seide ihres Kleides

spielt der Wind.

Unschlüssig zuerst

hebt sie den Kopf,

geht dann mit festem Schritt.

Die bunte Seide ihres Kleides

tanzte.

Begegnung

Schwarzes Haar,
goldene Ohrgehänge
tanzen im Rhythmus
eilender Schritte.

Dunkle Augen schweifen,
sehen mich an;
ich lache hinein,
heb zum Gruß die Hand:

Sekundenglücksgefühl
rinnt durch zwei Seelen.
Lichter ist nun der Tag.

Vor Urzeiten

Einmal, vor Urzeiten, ging der liebe Gott, der unser aller Vater ist, in Südfrankreich am Mittelmeer, spazieren, besah seine eben geschaffene Welt und dachte wohl nach, was er noch alles tun könnte.

Da fühlte er plötzlich, daß seine Füße naß wurden. Er schaute hinunter und sah eine kleine Welle um seine Füße spielen. Sie hatte ein besonders schönes, weißes Krönchen und schaute nun doch erschrocken hoch. Ja, sie war über ihren Mut wirklich sehr erschrocken. Doch der liebe Gott lächelte die kleine Welle liebevoll an. Als sie dieses Lächeln sah, dachte sie: „Er ist mir ja nicht gram, also frage ich ihn, ob wir alle nicht einmal hüpfen, tanzen und tollen dürfen, alle meine großen und kleinen Schwestern! Das würde ein großes, schönes Fest.“

Gesagt, getan! Und wahrhaftig: der liebe Gott erlaubte ihnen lächelnd das erbetene Meeres-wellenfest.

Die Erde war damals, vor Urzeiten, noch ganz eben und
glatt, also ganz jung, ebenso das große, strahlende Meer.
Darum sagte Gott zu der kleinen Welle: „Ihr könnt feiern
und fröhlich sein, auch könnt ihr hopsen und tollern. Nur
gebt acht, daß ihr nicht zu weit ins Land hinein tanzt, das
täte den Bäumen und Sträuchern weh. Ihre Wurzeln sind
noch sehr zart und klein und ruhen noch nicht in festem
Grund.“

Die kleine Welle versprach es, sagte herzlichst Dank und
rollte freudestrahlend ins Meer zurück, um all ihren
großen und kleinen Schwestern die frohe Kunde zu
überbringen. Es war für alle eine große Freude.

Dann begann das Wellenfest. Sie hopsten und sprangen,
tanzten und sangen , rollten zurück ins Meer und
sprangen dann wieder nach vorn ans Ufer. Und der helle
Sand freute sich mit ihnen. Gott sah eine Weile lächelnd
zu und setzte dann seinen Weg fort.

Plötzlich aber, als das Wellenfest seinen Höhepunkt erreicht hatte, sprangen ein paar zu übermütige Wellen weit ins Land hinein, und viele andere folgten ihnen ausgelassen. Als nun die kleine Welle diesen Ungehorsam sah, erschrak sie so sehr, daß sie laut und bitterlich weinen mußte. Und zwischendurch rief sie immer wieder laut: „Oh, haltet doch ein, das dürfen wir doch nicht. Der liebe Gott hat es uns doch nicht erlaubt, so weit ins Land zu rollen. Und diese entsetzlich hohen Sprünge hat er uns doch verboten!“

Als die Wellen, die so tief ins Land gerollt oder gar gesprungen waren, das Weinen der kleinen Welle hörten, waren sie über ihren Ungehorsam so sehr erschrocken, daß sie wie angewurzelt stehenblieben, wo und wie sie gerade waren. Sie konnten sich nicht mehr bewegen, waren zu Stein geworden. Einige von Ihnen wurden vor Schreck ganz grau, andere Wellen wieder rot vor Scham, wieder andere weiß - in der Erkenntnis, so ungehorsam gewesen zu sein.

Ja, und diese Farben tragen sie noch heute, die zu Stein gewordenen Wellen. Man nennt sie Berge, und sie sind am ganzen Mittelmeer zu sehen.

Der liebe Gott aber ließ nach unendlich vielen Jahren die zu Stein gewordenen Wellen mit Bäumen und Sträuchern bewachsen. Vögel und Käfer siedelten sich an und schlossen Freundschaft mit den Bergen, die ihnen zur Heimat wurden. Die Berge wußten nun, daß Gott ihnen nicht mehr gram war. Und so sind sie zufrieden geworden mit ihrem Schicksal.

Oftmals, wenn der Wind heute leise und lau vom Meer herüberweht und mit den Bäumen und Sträuchern, den Blumen und bunten Gräsern spielt, freuen sich die Berge. Und wenn sie tief unter sich das Meer sehen, die Wellen zu ihren Füßen spüren, dann sind sie sehr glücklich und stolz über den Einklang zwischen dem Meer, dem Wind und den Bergen und über den wunderbaren Anblick, den diese herrliche Landschaft bietet.

Renate Zirkel

1. Gedichte

Leben

Leben,
Du bist so ermüdend geradlinig,
eine Schnellstraße
durch die Randgebiete meines Empfindens.
Abgedrängt auf einen Rundkurs,
umfahre ich stets das gleiche Hindernis
und suche verzweifelt
eine Ausfahrt aus dem Kreisverkehr
meiner quälenden Gedanken.

Leben,
Du ziehst mich gnadenlos hinter Dir her.
Die Eindrücke,
die Du hinterläßt,
markieren die Wegstrecke,
sind Schleifspuren von mir.
Ich bin gestolpert
über das Sandkorn,
das Du vergaßest,
aus dem Weg zu räumen.

Leben,
Du flichtst mir Kränze aus verblaßter Freude.
Die Flügel
meiner Hoffnung

sind lahm geworden.
Ich habe ständig an Höhe verloren.
Der Fallwind meiner Angst
hat mich zu Boden gedrückt.
Ich bin notgelandet
im Dschungel meiner Probleme.

Leben,
ich warte auf ein Lächeln
von Dir,
auf die Hand,
die mir hilft aufzustehen.
Lehre mich vorwärts gehen
in einer Gangart,
in der ich Schritt halten kann.
Löse mich aus der Umklammerung des Gestern!
Lehre mich leben!

Sonnenwende

Ich habe die Sehnsucht auf Reisen geschickt
und mich an Strände des Gestern geträumt,
in nur die eine Richtung geblickt,
dabei das Leben zu leben versäumt.

Ich bin auf Morgenrotgipfel geeilt,
von Leuchtfarbenerwartung durchglüht.
Hab' mühsam vom Steilhang mich abgeseilt
und fand die Blumen des Sommers verblüht.

Ich lauschte quellnah dem Klang fremder Lieder,
verheißender Worte Glückseligkeit,
knospende Zweige drückte der Nachtwind nieder,
und hinter der Hoffnung welkte die Zeit.

Heut' näh' ich mir aus zerschlissenen Begebenheiten
das grau-schwarze Jäckchen Resignation
und flüchte zu gegebenen Gelegenheiten
in lässig-belanglose Konversation.

Ich trage Gefühle stets kurzgeschoren,
für mich ist Liebe nur Utopie.
Was ich mir erträumt, das hab ich verloren.
Ich hab's überlebt, nur - weiß ich nie wie.

Sehnsucht

Über die Gräber
meiner Träume
weht der Wind
des Vergessens,
atmet erstickte Hoffnung
den süßlichen Duft
von Vergänglichkeit,
durchziehen
Wehmutsgespinste
das kahle Geäst
verlorener Illusionen,
bohren sich Splitter
des Gestern
in das noch brennende Herz.

Flüchtend
unter das Vakuum
Schweigen,
klebe ich mir
Trostpflaster
auf die Wunden
meiner Sehnsucht.

Unterwegs

Unterwegs
auf dem Weg ins Ungewisse.
Angst,
die mich mutlos macht,
mich von mir selbst zu lösen.
Und doch
spüren, daß Du neben mir gehst.
Wie gerne
würde ich jetzt Deine Hand ergreifen!
Furcht,
die mich lähmt,
Du könntest mich zurückweisen.
Wir gehen weiter,
schweigend nebeneinander.

Reise

Menschen stehen
und warten
fahren nach irgendwo
fahrplanmäßig
mit Anschluß nach nirgendwo
ohne Zeitangabe

Zustandsbericht

Bei dem Versuch,
die Tiefe Deiner Gefühle
zu mir
auszuloten,
stelle ich fest,
daß der Wasserspiegel
erheblich gesunken ist.

Du
warst der Zufall,
der mich zu Fall brachte,
die Detonation
unter dem Gefühlsasphalt
schläfriger Empfindungen,
getragen von der Glücksthermik
des Augenblicks,
seligkeitstrunken
in fremder Nähe sich verlierend,
doch schon im Sinkflug
die Wipfel der Nacht berührend.

Transplantation

Man trägt Heiterkeit
stundenweise
oder als Dauerbelastung
plastische Chirurgie
erstarrter Gesichtsmuskulatur
Transplantation
eines Langzeitlächelns
Tarnkappe
unseres eigenen Ichs

Schwach ist
wer Schwäche zeigt

Von der Seligkeit des Augenblicks

Der Rose volle Blütenpracht
siehst Du im Rausch der Farben
sich entfalten;
das Glück,
das heut' Dir zgedacht,
vielleicht schon morgen andren lacht.
Der Seligkeit des Augenblicks
gewähr' ein stummes Innehalten.

Engagement

Wir engagieren uns mit starken Worten
für den Frieden
und sorgen für eine entspannte Lage
durch die richtige Einstellung
unseres Fernsehsessels.

Wir blicken erschüttert auf die
vom Hungertod Gezeichneten
und berichten begeistert
von unserer neuen Schlankheitsdiät.

Wir interessieren uns für die Lebensart
fremder Völker,
solange wir in deren Land
Urlaub machen.

Wir wissen auf alles eine Antwort
und gehen dabei Fragen stets aus dem Wege.

Erinnerungen

Für sie sind es gelebte Träume,
ein Garten bunter Blumen,
liebepoll gestaltet,
in dem es nach Vergangenheit duftet.

Heute erstickt in unendlicher Leere.
Sie sucht ihr Gestern,
geht rückwärts
die verzweigten Pfade ihrer Gedanken,

taucht ein in das Gewesene,
beglückend und lähmend zugleich:
eine Droge,
die sie willenlos davonträgt.

Glut, die zur Flamme wird.
Zurück bleibt ihr ausgebranntes Ich,
eine Fassade,
hinter der niemand mehr wohnt.

Sich selbst zur Last geworden,
sucht sie immer noch verzweifelt,
nach Spuren
in den Ruinen ihrer Erinnerung.

Minnesang eines schönen Mannes

Ich samm'le Herzen so, wie andere Ansichtskarten,
umgarne sie und brech' sie dann,
schon seh' ich Scharen schöner Damen auf mich warten
und fühl' mich durch und durch als Mann.

Vom roten Feuer meines einstmals wilden Schopfes,
der einst den Frauen so gefiel,
blieb nur ein Kranz als Zierde meines Hinterkopfes,
so wirk' ich stärker im Profil.

Sie weiden sich an meines Körpers Ebenmaß,
und - ohne mir jetzt selbst zu schmeicheln -
ich hab' Erfolg, es macht mir Spaß,
wenn Frauen mich mit Blicken streicheln.

Wer schön ist - find' ich - sollt's auch zeigen:
denn so manches, was ein Mann versteckt -
wozu ja wohl die meisten Männer neigen -
ist sicher wert, daß man's entdeckt.

Renate Zirkel

2. Gedanken

Schlußfolgerungen
stehen bei uns an oberster Stelle
und leiten somit jeden Denkvorgang ein.

Wir überzeugen
durch geschickte Oberflächenbehandlung
Wer fragt da schon
nach der Belastbarkeit
des Fundaments

Mobilität
erschöpft sich oft
in der Drehung
um die eigene Achse.

So manche Erleuchtung
hat den Stromausfall
von Gefühlen zur Folge.

Der Strom unserer Gefühle

ist zum Rinnsal geworden
in dem die Lebensfreude
auf Grund gelaufen ist.

Im seichten Brackwasser
treibt
das „Traumboot der Liebe“
träge dahin

Wie können wir erwarten
daß man die Wichtigkeit unserer Aussage
richtig zu deuten weiß
wenn wir dabei
auf jegliche Zeichensetzung
verzichten?

Blicken wir nur zufällig
gerade in die falsche Richtung,
um von unserem eigenen Gesichtsverlust abzulenken?

Das Leben ist ein ausbruchsicherer
Knast mit vorzeitiger Begnadigung
durch den Tod.

Nur ein Pessimist weiß um die
Anstrengung eines Lächelns.

Der Fahrstuhl zum Glück hält nur
selten auf der obersten Etage.

Die Autoren

Abbenath, Gertrud

geb. 1923 in Jägerndorf/Sudetenland; Krankenschwester, jetzt Rentnerin und Hausfrau; Veröffentlichungen in verschiedenen Anthologien

Davras, Timucin

geb. 1928 in Havran/Türkei, Ingenieur, jetzt Rentner; Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften

Denz, Gerta

geb. 1926 in Oberhausen, Diakonisse, Krankenschwester, jetzt Hausfrau und Laienpredigerin, studiert seit 1990 Theologie und Geschichte („Studium im Alter“)

Fischer, Marie-Luise

geb. 1949 in Gelsenkirchen, Hausfrau; Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften

Grabowski, Detlev

geb. 1952 in Gelsenkirchen, Verwaltungsangestellter

Hritz, Karl Anton

geb. 1925 in Wagendrüssel/Slowakei, Renter; Veröffentlichungen in Zeitschriften

Krawczyk, Helga

geb. 1937 in Gelsenkirchen, Sparkassenangestellte, jetzt Hausfrau; Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften

Kreft, Katharina

geb. 1928 in Essen, Kauffrau, jetzt Hausfrau;
Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften

Zirkel, Renate

geb. 1940 in Gelsenkirchen, kaufm. Angestellte, jetzt
Hausfrau, Veröffentlichungen in Zeitungen

Timucin Davras, Gerta Denz, Marie-Luise Fischer und
Katharina Kreft sind - neben ihrer Zugehörigkeit zur
Arbeitsgemeinschaft Literatur der Abendrealschule
Gelsenkirchen - auch Mitglieder der Gruppe
Gelsenkirchener Autoren.